Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 41 (1954)
Heft: 12: Gotthelf ; Jugendschriften ; Delegierte in Solothurn

Artikel: Lebensgeschichte Jeremias Gotthelfs
Autor: Letter, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-532271

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

betend, opfernd, mithelfend auch jenen fernen Brüdern und Schwestern dasselbe Glück zuhalten? Ja, Brüder und Schwestern! Im selben Vater im Himmel, und im selben Vater und in der selben Mutter auf Erden, von denen sie abstammen wie wir.

Und es ruht ein großer Segen auf der warmen Missionsliebe. Man wird dabei des eigenen Vorzuges bewußt und froh, Kind Gottes und Kind der Kirche zu sein, in der Fülle der Wahrheit und der Gnade, geborgen in der Liebe und Sorge des dreifaltigen Gottes, des allmächtigen, allweisen und allgütigen Gottes. Man wird zufriedener mit seiner Lage, wenn einem die viel ärmere Lage der farbigen Völker und auch der Missionäre geläufig ist. Man wächst überhaupt mit diesem weltweiten Interesse aus seinem kleinen, engen, aufreibenden Mauseloch heraus.

Und welch reiche Erziehungshilfe kommt einem zu, wenn man seine weite warme Missionsliebe auch auf die Schüler und Schülerinnen überträgt! Wieviel Idealismus ist da ohne sonderliche Mühe zu wecken! Wieviel Opferbereitschaft läßt sich da ziehen und einsetzen! Und zu guter Letzt besteht noch begründete Hoffnung, daß in so günstiger Luft noch Priester-, Ordens- und Missionsberufe erwachen und zu herrlicher Blüte und Frucht gedeihen. Wieviel weiteren Segen das wieder bedeutet! Und wie leicht und schön in dieser Atmosphäre das Schulehalten wird!

VOLKSSCHULE

LEBENSGESCHICHTE JEREMIAS GOTTHELFS

Von Dr. Paul Letter, Zürich

Mit Recht ist der Begriff vom »ewigen Gotthelf« geprägt worden. Ähnlich wie bei P. Alberik Zwyssig vermag bei Gotthelf »das gute Wort« Segen zu bringen auf Generationen hinaus. Das Werk eines Dichters liegt aber eingebettet in dessen Zeit, Leben und Entwicklungsgeschichte. Wenn hier anhand der Gotthelf-Biographie des verstorbenen Herausgebers von Gotthelfs sämtlichen Werken, Dr. Hans Bloesch, sein Lebensbild gezeichnet wird (unter Beizug von Emil Ermatinger: Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz), so möchte damit zugleich hingewiesen werden auf große und wichtige Werke, wie die Biographie von Karl Manuel (1857), diejenige von Rudolf Hunziker (1927), auf Ergebnisse neuerer Gotthelf-Forschung, wie Werner Günther: Der ewige Gotthelf (1934), die Arbeiten Walter Muschgs, H. Boller: Das Erlösungsproblem bei Gotthelf (1932) u. a. Als weitere Quelle ist hier verwendet das Lebensbild von Gotthelfs Frau, geschrieben von der ältesten Tochter Gotthelfs, Henriette, die sich unter dem Pseudonym »Marie Walden« auch schriftstellerisch betätigte.

Gotthelf hat mit tiefen Wurzeln im Heimatleben gestanden und ist mit seinem Volke in sicherem und langsamem Wachstum verbunden gewesen.

Jugendzeit

»Ich bin den 4. Oktober 1797 in Murten geboren, wo mein Vater, Bürger von Bern, deutscher Pfarrer war. Als wilder Junge durchlebte ich dort die wilde Zeit der Revolution und Helvetik, besuchte die dortige Stadtschule, wo man mir gewöhnlich das Zeugnis gab, daß man mit dem Kopfe wohl, mit den Beinen aber, welche ich nie stillhalten konnte, übel zufrieden sei.« So beginnt Albert Bitzius knapp seinen Werdegang zu schildern, als man den unter seinem Schriftstellernamen Jeremias Gotthelf berühmt Gewordenen darum bat.

Ein Vorfahre war im 16. Jh. Landvogt von Brandis, dem Schloß, das bis 1798 hinuntersah auf Lützelflüh. Im altertümlichen Städtchen am See verlebte er die ersten acht Jahre seines Lebens mit einer ältern Stiefschwester und einem um zwei Jahre jüngern Bruder, der nicht nach Wunsch geriet und 1836 in fremden Diensten in Neapel starb. Unauslöschlich blieben dem Buben die Eindrücke von der lieblichen Gegend des Seelandes, den glorreichen Erinnerungen an die heroischen Taten der alten Berner; nicht weniger stark hafteten die schreckhaften Erlebnisse, als plündernde helvetische Truppen in das Pfarrhaus eindrangen und alle Räume durchsuchten. Dazu gesellten sich die Erzählungen der Eltern und Nachbarn vom angst- und notvollen Untergang des alten Bern. Eines der gewaltigsten Ereignisse der Schweizergeschichte weckte in ihm den Sinn für Geschichte und Miterleben der Vergangenheit. Nicht umsonst beansprucht die historische Erzählung einen breiten und bedeutsamen Raum in seinem Gesamtwerke.

Murten wurde Freiburg zugeteilt. Pfarrer Bitzius verzichtete auf die Stelle, wurde aber schon am 5. April 1805 an die Pfarrei in *Utzenstorf* versetzt. Hier, im großen Dorf am Unterlauf der Emme, in einer der fruchtbarsten Gegenden Berns, umgeben vom selbstbewußten Leben und Treiben des reichen, altadeligen Berner Bauerntums, verbrachte er seine glücklichen Knabenjahre, empfing er seine stärksten und bleibenden Eindrücke von Land und Leuten. In den »Dörfern« haben wir fast ebensohäufig wie in seiner spätern zweiten Heimat, dem engern Emmental, den Schauplatz seiner Romane und Erzählungen zu suchen. Damals war der Pfarrer der von der Obrigkeit eingesetzte »Herr«, Vertreter der Regierung, Bindeglied von Stadt und Land. Die zum großen Teil in Naturalien bestehende Besoldung, ein ausgedehntes Pfrundgut, aus dem er seinen Unterhalt bestritt, ließen ihn teilnehmen an Freud und Leid des Landmannes. Trotz ausgeprägten Standesunterschiedes war doch ein vertrauteres Verhältnis mit den Gemeindegliedern da. »Von lebhaftem Geist und überschäumendem Temperament, nutzte der junge Albert seine bevorzugte Stellung als Herrensohn kräftig aus als Führer der Dorfjugend beim Spielen, beim Fischen, Reiten und Hornussen. Als richtiger Bauernjunge wuchs er auf, keine Arbeit, die der fruchtbare Boden verlangt, blieb ihm fremd, in allem, was körperliche Kraft und raschen Zugriff erfordert, zeichnete er sich aus. Dazu war er fröhlich und umgänglich, unternehmungslustig, rückhaltlos und von ausgeprägtem Gerechtigkeitssinn, der ihn tapfer eintreten ließ, wo er jemanden Unrecht leiden sah. Ein Wesenszug, der während seines ganzen Lebens in Tat und Schrift bestimmenden Einfluß ausübte« (Bloesch). Die Erziehung im Elternhaus von städtischer Bildung war streng nach damaliger Sitte, aber liebevoll. »Er las gern und viel, besonders fesselte ihn schweizerische Geschichte, aber auch Romane, wie sie dem damaligen Zeitgeschmack entsprachen, wurden wahllos verschlungen, regten seine lebhafte Phantasie an, ohne ihm aber Schaden zu tun. Daneben wurde er von seinem Vater unterrichtet, vor allem im Lateinischen, um ihn für den Übertritt in die bernischen Schulen vorzubereiten, die jeder Geistliche, und dieser Beruf war für ihn selbstverständlich, besuchen mußte« (ebda.). Geschichte und Natur standen so hegend, segenspendend, gemütbildend über Gotthelfs Jugend.

Im 15. Altersjahre, 1812, kam er in die »grüne Schule« (so genannt nach dem grünen, mit schwarzem Sammet ausgeschlagenen Rock der Schüler) in *Bern*, wo er zwei Jahre in den vorbereitenden Fächern unterrichtet wurde. A. Bitzius wohnte die meiste Zeit seines Berner Aufenthaltes bei seinem Onkel Samuel Studer, Professor für praktische Theologie, dessen Schwester die zweite Frau von Vater Bitzius gewesen war. Der überaus gelehrte, etwas wunderliche Onkel

Studer ward später oberster Dekan und mit Pfarrer S. Wyttenbach Gründer der bernischen und schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft. In dem um drei Jahre älteren Sohn Bernhard Studer, dem spätern berühmten Geologen, fand Bitzius einen verständnisvollen, einsichtigen Freund und Führer in seiner geistigen Entwicklung. Studer begnügte sich aber, zu raten und zu helfen, nicht zu herrschen, tat dem eigenwilligen Charakter seines Freundes keinen Zwang an. Das ideale Freundschaftsverhältnis führte erst in den Mannesjahren wohl wegen politischer Gegensätze zu einer Entfremdung.

Der Student.

A. Bitzius, kein Musterschüler, liebte am meisten Mathematik und Physik — wir spüren das Vorbild Studers; den sprachlichen Fächern gewann er weniger Geschmack ab, stellte aber auch hier seinen Mann, was dem Einfluß des beliebten Rektors der Schule, Samuel Lutz, zuzuschreiben ist. Der gesunde Bauernbub gehörte zu den eifrigsten Schülern des Turnlehrers Clias, der damals für die sportliche Ertüchtigung der Jugend bahnbrechend wirkte. (Er regte die Errichtung eines Schwimmbades im Marzili an der Aare an, eines der ersten in Europa, und trat als erster unter Veröffentlichung eines daherigen Lehrbuches für das Mädchenturnen ein.) Mit seinem Eintritt in die eigentliche *Akademie* (1816) wurde er bald eifriges Mitglied der unter den jungen Studenten gegründeten *literarischen Gesellschaft.* Der von bildungsdurstigem Geist getragene Freundeskreis behandelte durch Vorträge, Aufgaben und Übungen in verschiedenen Sektionen alle Wissensgebiete; im Gegensatz zum burschikosen Gebaren der nach deutschem Muster eingeführten Burschenschaften. In diesem Studentenverband empfing Bitzius mannigfache Anregungen, wurde ihm das in der Schule vermittelte Wissen zu lebendigem Besitz und schloß er Lebensfreundschaften mit bedeutenden Köpfen des spätern geistigen und politischen Lebens. Im Gegensatz zu den Leistungen seiner reifen, zielbewußten Kameraden sind die seinen von kindlichem, ungeklärtem Eindruck.

Vom sechsjährigen Lehrgang waren die drei ersten den philologischen Fächern, die drei letzten dem theologischen Studium gewidmet. Bitzius' Abneigung gegen allen Rationalismus mag durch den Unterricht seines Lehrers für die Philosophie der Zeit, Professor Wyß, der kein scharfer Denker war, Nahrung erhalten haben. (Es ist Joh. Rudolf Wyß der jüngere, der Dichter des schweizerischen Robinson und unserer Nationalhymne.) Bezeichnenderweise sagten Bitzius am meisten zu die Denker: Herder, Jakob Friedrich Fries und Schleiermacher. An Herder zogen ihn der Sinn für das Eigenartige, Ursprüngliche der geschichtlichen Erscheinungen, die Idee der Entwicklung und Offenbarung in Natur und Bildung an. Fries stellte das wissenschaftlich-logische Denken herunter als eine bloß mittelbare Erkenntnis der Dinge und lehrte das unmittelbare Erfassen der Wirklichkeit durch Glauben und Ahnung. Das war ein willkommener Gegensatz gegen den Kantischen Intellektualismus, der, in Hegels Zuspitzung, die Zeit beherrschte. Schleiermacher rettete dem Theologen das Recht auf Mißachtung des Lehrbegriffes zugunsten lebendig-gefühlsmäßigen Erlebnisses der christlichen Grundwahrheiten. Durch alle drei fühlte er sich gestärkt im Kern seines Wesens, dessen Richtung (zeitlebens) auf das Praktisch-Kraftvolle, das Sinnlich-Lebendige, das Unmittelbar-Glaubensvolle ging und gegen alles Theoretisch-Wissenschaftliche, Abstrakt-Rationale, rein Literarische. Ließ er einmal wegen seiner Mitbeteiligung bei einer theatralischen Aufführung der literarischen Gesellschaft eine ausgeschriebene philosophische Preisfrage zum Ärger des Professors Wyß unvollendet, so erhielt er bei einer andern den dritten Preis, eine silberne Medaille, zugespro-

chen. Eine innere Beteiligung an dem der antiken Literatur entnommenen Stoff kann aber nicht vorausgesetzt werden. Ein inneres Verhältnis fand er weder zu den alten noch zu den neuen Schriftstellern, mit denen er sich vertraut machte. »Wo sich in seinem Werk Erinnerungen an Gelesenes finden, da beschwört er sie im Zerrspiegel der Ironie oder des Spottes zu drolligen Vergleichen oder mit abschätzigen Urteilen« (Bloesch).

Der Gegensatz seiner naturgegebenen Begabung zum gelehrten Wissensstoff der Schule hat ihn in Kämpfe gestürzt, aus denen er sich rettete, indem er die Menschen in zwei Teile, in einen gelehrten und gebildeten, teilte, die einander gleichzuordnen sind. Da er sich, wie er seinem Freunde Bernhard Studer schrieb, zu einem Gelehrten »durchaus untüchtig« fühlte, »teils durch meine Erziehung, teils durch meine Gaben«, aber »zugleich zu viel Ehrgeiz« besitzt, »um als gemeiner Mann zu leben und zuletzt in einem Winkel ungekannt zu sterben«, blieb ihm »daher nichts übrig, als soviel Kenntnis wie möglich zu erwerben, mich nach Vermögen gesellschaftlich zu bilden, damit ich dereinst, nicht in der gelehrten Welt, wohl aber in der menschlichen Gesellschaft als ein tüchtiges Glied eingreifen, schaffen und wirken könne«. Er setzte sich schon damals das Ziel, »die Menschen zu studieren, welche man durch und durch begreifen und durchschauen muß, um mit Glück ihr Bestes zu befördern«. Er will also Prediger werden und neben den Wissenschaften auch die Gesellschaft nicht verachten. »In welch wundervoller und beglückender Weise der spätere Jeremias Gotthelf dieses sein Lebensprogramm verwirklichte, erkennen wir heute mit Staunen; ihm selber aber war es damals und noch zwei Jahrzehnte lang unklar, auf welchem Wege er dieses Ziel erreichen werde. Am wenigsten dachte er wohl ans Schreiben. Sein ganzes Wesen war auf das tätige Handeln, das „Eingreifen" eingestellt« (Bloesch).

Die Berner Akademiejahre waren solche ruhigen Sammelns und geistigen Erwerbens. Die Stürme der Revolution und der napoleonischen Kriege waren vorbei, man sah mit Zuversicht einer langen friedlichen Zeit entgegen. Der heitere, innere Grund, auf dem jedes spätere Leben ruhen sollte, das Ideale, die Begeisterung, die es stärken und halten müssen, wurden nicht verdunkelt oder gar zerstört. Dieser heitere Grundzug seines Wesens blieb Gotthelf durch sein ganzes Leben treu, auch als die öffentlichen Zustände wieder zu schroffsten Gegensätzen führten und er sich im vordersten Glied leidenschaftlich Streitender sah. So war er über die Zeit erhaben, und sein Sinn ließ sich nicht in wilden politischen und sozialen Kämpfen erschöpfen.

Im Schweizer Land erwachte das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Sinn für das Gemeinsame über allem Trennenden. Bitzius war unter den Initianten des *Schweizerischen Zofingervereins.* Hier strömten ihm die Anregungen zu, die ihn zum leidenschaftlichen Freund der schweizerischen Vergangenheit machten, ihm den Stoff lieferten zu gehaltvollen Erzählungen aus Geschichte und Sage unseres Landes. Mit den Worten »die Gesellschaft und namentlich die weibliche nahm mich mehr in Anspruch als die Wissenschaft« bekennt er, daß er seinem Lebensprogramm folgte, die Menschen kennen zu lernen und sich so zum nützlichen Gesellschaftsglied auszubilden. Gemäß damaliger Übung der Studenten der Akademie, irgendwie sich mit dem praktischen Leben vertraut zu machen, unterrichtete der eigenwillige Pfarrerssohn während anderthalb Jahren die oberste Elementarklasse an der sog. grünen Schule, um sich mit dem Schulwesen vertraut zu machen, dem er später einen großen Teil seiner Kraft widmete.

Der Vikar und Pfarrer in Utzenstorf.

Nach den Examina und der Konsekration im Sommer 1820 wurde er seinem al-

ternden Vater in Utzenstorf als Vikar zugewiesen. Nach einem halben Jahr begibt er sich zu seiner weitern Ausbildung für ein Jahr nach *Göttingen*, wohin seit Hallers Zeit die Berner besonders gingen. Seine auf praktische Betätigung eingestellte Wesensart fand hier nicht die volle Befriedigung; »meine ganze Geisteskonstitution ist mehr auf Wirksamkeit im praktischen Leben berechnet als auf die tiefen Studien«, schrieb er dem Vater. Mit gelehrten Büchern und professoraler Weisheit wußte er während seines ganzen Lebens nicht besonders viel anzufangen. Er geht immer wieder den Menschen nach, beobachtet ihre Erscheinung, ihr Mienenspiel, ihre Arbeitsweise, ihre Lustbarkeiten, merkt sich ihre Redensarten, um sich »solche Szenen und die dabei gewechselten Worte recht deutlich vorstellen zu können«.

Auf einer Reise in den Sommerferien 1821 nach Norddeutschland, Hamburg, Berlin, Rügen, Leipzig, Dresden, München, zurück nach der Schweiz, weitete er seine Kenntnis des nördlichen Deutschlands. Er ist ein scharfer Beobachter, der stets Wesentliches sieht, aber er ist nicht ein treuer Beobachter, der sich bemüht, gerecht die Erscheinung jedes Dinges aus seiner eigenen Welt heraus gelten zu lassen. Er mißt alles am großen Maßstab von Land und Volk von Bern, den er aus Heimweh und Stolz ins Gewaltige steigert. Die Schilderung eines Teils der Reise, in Tagebuchform, zeigt uns Bitzius zum erstenmal schriftstellerisch tätig; aber es läßt sich auch hier der spätere Gotthelf nicht erahnen.

Im Frühling 1822 ist er wieder mit Lust und Freude Vikar des Vaters. Er kann eben tätig eingreifen, praktisch wirken: als Seelsorger der Gemeinde, als Fürsprecher der Armen, als Inspektor der Schule. Alle drei Ziele verfolgt er hartnäckig und eifrig, daß er immer wieder nach allen Seiten in Konflikte mit über- und beigeordneten Instanzen kommt. Dem Schulmeister half er oft ganze Tage beim Schulehalten und erwarb sich so kulturgeschichtlich wichtige Detailkenntnisse. Unerschrocken, freimütig, ohne Rücksicht auf Person und herrschende Meinung, temperamentvoll äußerte er seine Ansicht. Als geborene Kämpfernatur scheute er vor keinem Feind und keinem Widerstand zurück.

Sein Vater starb (9. Februar 1824). Gemäß Amtspflicht mußte er noch den sog. Visitationsbericht (Rechenschaftsbericht des Pfarrers) schreiben. Die erste Fassung wuchs sich zur umfangreichen Abhandlung mit eigenen Reformplänen für das Schulwesen aus, die er seiner Behörde nicht vorlegen durfte. Der zweite Bericht, ein knapper Auszug, hielt sich an das Schema. Hätten die Utzenstorfer den ersten gesehen, hätten sie Bitzius vielleicht keine goldene Uhr zum Abschied geschenkt.

In Herzogenbuchsee

verlebte er in rastloser Tätigkeit fünf Jahre, die zu seinen reichsten und glücklichsten gehören; hier sammelte er die erstaunliche Kenntnis von Land und Leuten seiner Dichtung. Sein vorgesetzter Pfarrherr war froh, ihm den Großteil der Geschäfte abtreten zu können. »Wo ich zugriff, mußte etwas gehen; was ich in die Hände kriegte, organisierte ich.« Er ist ein leidenschaftlicher Eiferer, der mit kräftigem Wort und schonungsloser Tat die sittlichen Schäden, die Unbildung und Gottlosigkeit des Volkes auszurotten suchte. Gleich der erste Visitationsbericht vom Mai 1825 geißelt mit wilder Ironie »Gottesdienstlichkeit und Sitten« des Dorfes: »Beide mögen nicht viel Ausgezeichnetes haben. Eine bedeutende Anzahl von Gemeindsgliedern kömmt gar nicht zur Kirche. Von den andern kommen die einen nur, wenn sie ein neues Stück Kleid erhalten, andere, wenn besondere Verrichtungen sie ins Hauptort treiben; die dritten, weil es Brauch ist, dem lieben Gott einigemal im Jahr die Ehre eines Besuchs zu gönnen ... In den Sitten mag hier wohl

keine besondere Eigentümlichkeit gefunden werden, als daß seit einer Reihe von Jahren sich fast alle Jahre einer und vorzüglich aus Herzogenbuchsee selbst zutode trinkt. Neben dieser alten vaterländischen Sitte wächst eine andere auf, noch traurigere in ihren Folgen, es ist die, unehliche Kinder als etwas Gewöhnliches zu betrachten, wozu die Menge derselben führt ... Schulen: Über diese mögen auch alle besonderen Bemerkungen überflüssig sein; wenn man nämlich weiß, daß eine Schulmeister-Besoldung, die nicht die Hälfte einer Landjäger-Besoldung beträgt, sehr erklecklich gefunden wird, so kann man schon a priori auf den Wert, der auf die Schulen gesetzt wird ... schließen.« Man sieht, wie aus dem pfarrherrlichen Eifer die Probleme der ersten Werke des spätern Schriftstellers herauswachsen (»Bauernspiegel«, »Schulmeister«).

Seine Predigten haben reichen Ideen- und tiefen religiösen Gehalt. (S. Kurt Guggisberg: Jeremias Gotthelf, Christentum und Leben.) Dichtung und Predigt sind bei Gotthelf auf dem christlichen Glauben aufgebaut, Pfarrer und Dichter leben nicht getrennt. Beider Überzeugung ist, daß christlicher Glaube das Fundament bilden müsse von Familie und Staat. »Er machte viele Hausbesuche und wußte sich dabei so zu benehmen, daß er gleich das Vertrauen der Leute erwarb. Er hatte immer viel zu fragen und bekam oft die naivsten Antworten, die ihn tief in das Innerste des Menschen blicken ließen. Wenn er zwei- oder dreimal in einem Hause war, so hatte er die ganze Hausordnung los bis ins Kuchigenterli und die sämtlichen Familienverhältnisse bis in den hintersten Winkel.« Auf einem Besuchsgang überraschte er den originellen, beschaulichen, zugleich weltoffenen Bauern *Joseph Burkhalter* im Flühacker bei der Herstellung einer Sonnenuhr. Aus der Bekanntschaft erwuchs eine echte warme Freundschaft, die nach der Trennung durch Besuche und Briefwechsel wachgehalten wurde. Die gegenseitigen Briefe bilden eine der wichtigsten Quellen für Gotthelfs Leben. Er hat dem bescheidenen Kleinbauern sein innerstes Fühlen und Denken rückhaltslos erschlossen.

In Bern.

Ein Schulstreit führte zur obrigkeitlichen Wegberufung des temperamentvoll zugreifenden Vikars, der kein Mann des Nachgebens war, wo er sich im Recht glaubte, auch seinem direkten Vorgesetzten gegenüber nicht. Anderthalb Jahre predigte er an der Heiliggeistkirche in Bern. Als Armenpfleger und Schulinspektor machte er sich gründlich mit den Staatsverhältnissen vertraut, wie der Roman »Herr Esau« zeigt. Die städtische Wirksamkeit mit ihren vielen gesellschaftlichen Anlässen mag einiges beigetragen haben zu seiner erstaunlichen Kenntnis der weiblichen Psyche, die ihn zur Erschaffung der prachtvollen Frauen- und Mädchengestalten befähigt hat, die in keinem Werke fehlen und so holdselig und abgründig ihr Wesen treiben.

In Lützelflüh.

Seine Natur hatte ihn nicht für die Stadt, sondern fürs Land bestimmt. Bitzius hatte die dreißig weit überschritten, seine Altersgenossen saßen längst auf ihrer Pfründe. Ihm wurde das Vikariat in Lützelflüh im untern Emmental zugewiesen, wo der neunzigjährige Pfarrer sein Amt kaum mehr versehen konnte. »Es ist eine schwere, doch gute Gemeinde, die in Unordnung ist, aber Ordnung wünscht; in einem Tage werde ich sie aber nicht herstellen; ich bin abgekühlt und weiß, daß Rom nicht in einem Tag gebaut worden, gut Ding Weile haben wolle« (an Burkhalter). Nun war er im Herz des Emmentals mit seinen stotzigen Hügeln, verschwiegenen Chrächen, altadeligen Höfen, schmucken Dörfern an Sonnenhängen und armüteligen Siedelungen in den Schächen. Auch er mußte sich zuerst in

das wortkarg-eingezogene, schroff nach Ständen wie zur feudalen Ritterzeit geschiedene Volk eingewöhnen. (S. seine Erzählung »Der Besuch«.) Sein frisches, offenes, bisweilen stürmisches Wesen, sein unerschrockenes Zugreifen, die gesunde Frohmütigkeit und innere Herzensgüte, die durch alle Ausbrüche des heftigen Temperamentes durchschimmerte, ließen ein erfreuliches Verhältnis zwischen Vikar und Gemeinde erstehen. Als nach einem Jahr der alte Pfarrer starb, wurde Bitzius (März 1832) zum Pfarrer ernannt. Der Fünfunddreißigjährige hatte sein endgültiges Wirkungsfeld gefunden, aus dem es ihn nie mehr wegverlangte. Hier faßte er Wurzeln und fand den Nährboden für sein Dichterwerk, das gerade aus der Verwurzelung in der Heimaterde seine besten Kräfte zog. 1835 hat er sich mit der Enkelin seines Vorgängers vermählt. Lützelflüh war eine weitverzweigte, volksreiche Gemeinde. Weite und oft mühsame Gänge waren nötig. Die Pfarrer mußten damals noch häufiger predigen, hatten auch den ganzen Zivilstand zu besorgen, was unendliche Schreibereien zur Folge hatte. Albert Bitzius nahm es mit allen Amtsgeschäften sehr genau und gewissenhaft, auch als er als berühmter Dichter von überall her Besuch erhielt und mit Briefen bestürmt wurde. Kein Gang war ihm zuviel, immer war er bereit, einen Kranken zu besuchen, Leidende zu trösten, für einen armen Verschupften einzustehen. Seiner Schriftstellerei war nur die Morgenfrühe eingeräumt. »Kein armes Müetti durfte abgewiesen werden, auch wenn er an der Arbeit war, für jeden und jedes hatte er Zeit, ihm abzulosen, wann es auch war und wie unbequem es ihm auch kam« (Bloesch).

Der Politiker.

Die *Regenerationsbewegung* der 30er Jahre erklärte das Volk mündig und legte die Geschicke des Landes in seine eigenen Hände. Die Burgdorfer fanden in Albert Bitzius einen begeisterten Gefolgsmann. Er wurde »durch die großen Zeitereignisse von der Theologie weg zur Politik gerissen« (Oktober 1830 an Burkhalter).

Die Pressefreiheit wurde verwirklicht. Der Pfarrherr von Lützelflüh war einer der eifrigsten Mitarbeiter des von den Brüdern *Schnell* gegründeten »*Volksfreund*«, der sich für den erkämpften Fortschritt zäh, in volkstümlicher Sprache einsetzte. Oft sandten die ihm gut bekannten Gebrüder Schnell Artikel wegen zu verletzenden, zu schroffen Ausfällen zurück. Es geht ihm um mehr als um die politische Partei und ihre Machtstellung, er kämpft schon da für Freiheit in der Ordnung, die Heiligkeit der Familie, das Recht und den christlichen Glauben. Unerschrocken bäumt er sich auf gegen Mängel und Schwächen der eigenen Mitarbeiter, gegen persönlichen Ehrgeiz und Erstreben ökonomischer Vorteile im politischen Kämpfer. Er will gesunden Fortschritt gegründet auf unbedingte Hingabe, Sauberkeit und christlichen Sinn, der sich der Armen erbarmt, in jedem den Bruder sieht. Er tritt für den alten Bernergeist gegen den fremden Zeitgeist ein. Er mahnt gegen den Mißbrauch der Freiheit zum Aufsehen und sah sich bald in den Reihen der *Konservativen*, wo er mit weiter tragenden Waffen kämpfte, was bei seinem streitbaren Temperament selbstverständlich ist. Freunde und Verleger bestürmten ihn immer wieder, von der leidigen Politik zu lassen, die ihm nur Feindschaft zuziehe und seine Erzählungen verunstalte. Es war umsonst. Denn was er und seine Freunde als Politik bezeichneten, war eine der mächtigsten Triebfedern für seine unbändige Schaffenskraft sowohl als Dichter wie als Pfarrer. Er war eben »ein geborener, kein gemachter Republikaner; die Freiheit ist ihm Notdurft. Aber eine christliche Freiheit, eine Freiheit nicht bloß zum Anlasse dem Fleische, sondern zum Wandel im Geiste. Die Liebe zu dieser christlichen Freiheit für alle drängte den Verfasser, Schrift-

steller zu werden, und zwar als er bald vierzig Jahre alt war. Er trat in die Schranken für Gott und das Vaterland, das christliche Haus und die Zukunft der Unmündigen« (Gotthelf). In Zeitungsartikeln, Pamphleten und seinen großen Romanen hat er seine politischen Anschauungen angriffig, mit Satire, mit wuchtigen Keulenhieben vertreten. Er wußte um seine »Unart«, in Zeitungsartikeln »immer mit dem Kolben lausen zu wollen« (Gotthelf).

Der Schulfreund.

Er wurde in die große *Landschulkommission* gewählt, der die Volksschule unterstellt war. In zahlreichen Eingaben, Beschwerden, Anregungen und Forderungen war er dem Erziehungsdepartement ein unbequemer Mahner. Bei den Normalkursen für Lehrer im Schloß Burgdorf hielt Bitzius die Vorträge über Schweizergeschichte. Seine am 31. Juli, dem Burgdorfer Verfassungstage, vor den versammelten Lehrern gehaltene Festrede erschien als sein erstes gedrucktes Werklein. Gegen den allgewaltigen *Fellenberg* hat er im »Bauernspiegel« und im »Schulmeister« so heftig abgerechnet, daß kein Verleger den Roman herausbringen wollte. Als er in der »Pädagogischen Revue« von Dr. Mager (April 1844) an Hand des Berichtes der bernischen Erziehungsdirektion deren ganze Tätigkeit, die Mängel und Versäumnisse im bernischen Schulwesen vor der internationalen Öffentlichkeit aufdeckte (der Verfasser war zwar nicht genannt), wurde Pfarrer Bitzius in beleidigender Weise aus der Schulkommission entlassen. Er dankte ironisch für die Entlassung, nachdem er zehn Jahre lang habe mithelfen dürfen, die schlimmsten Mißstände zu beseitigen. Der Einfluß seines tapferen Buches »Leiden und Freuden eines Schulmeisters« war von kaum abschätzbar tiefgehendem Einfluß. Er erntete am wenigsten von der damaligen Lehrerschaft Dank; man warf ihm vor, nur die Schäden am Bernervolk vor fremden Augen bloßzulegen. Es ging ihm aber um »Hoffnung zu fassen, aus der Hoffnung Mut und Trost«; man könne aber nur aus der Erkennung der Sachlage wissen, ob »die Wunde« tödlich oder heilbar sei, zu Tode oder zu Gesundheit führe. Nach diesem Rezept schuf er alle Werke, wodurch sie heute noch ihre heilende und beglückende Wirkung ausüben. In Heinrich Pestalozzi, dem Freund der Kinder und Armen, fand er sein Vorbild für seine Einstellung zu den sozialen Fragen. Als

Anwalt der Armen

beteiligte er sich lebhaft an den gemeinnützigen Bestrebungen des »Vereins für christliche Volksbildung« (1833 gegründet) und war als Mitglied der Aufsichtskommission der Armenerziehungsanstalt alt Trachselwald so recht an seinem Platze. Bis zu seinem Tod betrachtete er diese Anstalt als sein zweites Heim. (Vgl. »Armennot«.) Sein Bemühen war, die Erziehung der Armen nicht einem nüchternen Anstaltsbetrieb, sondern einem von elterlicher Liebe getragenen Hause anzuvertrauen. In seiner Dichtung wirbt er für die Übersehenen um ein bißchen Liebe und Verständnis.

Jeremias Gotthelf.

Erst als er das Gefühl hatte, daß seine bedeutende Tatkraft nirgends zur Wirkung kommen könne, er sich von allen Seiten gelähmt sah, griff er zur Feder, um zum ganzen Volke zu sprechen, um reformieren, verbessern zu helfen, um hineinzuzünden mit vernünftiger Einsicht in die Krankheitszustände der Zeit und durch rücksichtslose Darlegung der Tatsachen auf Abhilfe hinzuwirken. (Karl Manuel.) Ein Bergsee war losgebrochen. In 18 Jahren schuf er sein ganzes, umfangreiches Werk. Fast immer nahm er den Entwicklungsgang eines Menschen zum Vorwurf. Mit Spannung verfolgte er Entwicklung und Schicksal der Menschen. Neben den Entwicklungs-

bildern stehen die Zustandsbilder. Schon mit seinem ersten Buch stellte sich Gotthelf in die erste Reihe der damals lebenden Schriftsteller. Sein »Uli« machte ihn weit über die Landesgrenzen hinaus geschätzt als den bedeutendsten Volksschriftsteller. Sechs Jahrgänge des »*Neuen Berner Kalenders*«, neben der Bibel das verbreitetste Buch in ländlichen Gegenden, erschienen fast ausschließlich aus seiner redaktionellen Feder. Wegen der zum mindesten ungewohnten Angriffslust zog er sich überall Feinde zu. So mußte er 1845 seine Tätigkeit als Kalenderschreiber wieder einstellen.

Seine Produktion entsprach dem damals modehaften Schwärmen für Volksbildung und volksbildende Literatur. Im Wettrennen um Überlassung seiner Werke gewann der Berliner *Julius Springer*, der die höchsten Honorare aussetzte, aber mit dem ewig mißtrauischen Autor in peinliche Unstimmigkeiten verfiel. Immerhin durfte er sich stolz den Verleger Gotthelfs nennen und seine unermüdliche Tätigkeit mit der ersten Gesamtausgabe krönen, die 1855—58 erschien. Gotthelfs vielbegehrter Mitarbeit an Almanachen, Kalendern, Neujahrsblättern verdanken wir eine Menge schönster Erzählungen. Er war ein schöpferisches Genie *und* ein bewußt schaffender Künstler. Viele Erzählungen und Romane arbeitete er zweimal aus. Seine historischen Erzählungen bilden eine bunte Reihe prächtiger Illustrationen schweizerischer Geschichte, die besonders der Schuljugend vorgelegt zu werden verdienen. Zu Natur und Geschichte als zwei gewaltigen Lehrmeistern des Menschenschicksals schaute er auf. (Siehe Ermatinger, a. a. O. S. 577 ff.) Das Zeitnahe in seinem Werk ist die Politik, wie er sie versteht, als Auseinandersetzung gegensätzlicher Weltanschauungen, selbstlose Hingabe zum Wohl des Volkes, Sauberkeit in Führung und Verwaltung der Staatsgeschäfte. Und da sah sein scharfes Auge vieles, das ihm auf der Seele brannte. Da verteidigte er, »ein Kind der Freiheit, ein Mann des Wortes, unsere Hausgötter Freiheit und Frömmigkeit mit der Schärfe des freien Wortes« (Gotthelf), unerschrocken und tapfer. Sein »Zeitgeist und Bernergeist« wendet sich in seiner unerhörten ethischen Wucht als mahnender Ruf an uns, die wir in einer ähnlichen Zeitwende leben. Dreizehn Romane und über fünfzig kleinere Erzählungen hat er in seinem Stübchen im Pfarrhaus zu Lützelflüh geschaffen, wo er auch auf einem selten schönen, ungetrübten, frohen Familienglück emsig schaffend sein einzigartiges Werk aufbauen konnte.

Frau und Kinder.

Als feingebildete Frau war Gotthelfs Lebensgefährtin fähig, und ihre Wünsche gipfelten in diesem Bestreben, am dichterischen Werke als stille Mitarbeiterin engsten Anteil zu nehmen, »für ihren Gatten zu leben, in sein Wesen einzudringen, sein zweites Ich zu werden«, wie Gotthelfs Tochter schreibt. Nichts ließ er an die Öffentlichkeit, das nicht ihre Billigung zuvor erhalten hätte. Ihre bescheidene Kritik nahm der Gatte stets als schwerwiegenden Richterspruch auf und übergab seine Manuskripte seinen Freunden nicht selten mit den Worten: »my Frau het mer das nit welle rühme«, oder »d'Frau ist gar z'friede g'sy d'rmit«. Später besorgte sie auch die erste Korrektur seiner Werke mit großer Pünktlichkeit und Geduld. Die meisten der erhaltenen Briefe übergab ihr der Gatte mit den Worten: »Lies afange und säg m'r de öppe was drin isch.« Die entzifferten unleserlichen Briefe las sie ihm abends vor, im Sommer an seinem Lieblingsplätzchen im sogenannten »vordern Cabinetli«, im Winter nach dem Nachtessen in der heimeligen Eßstube. Auch Briefe, die er schrieb, wurden selten verschickt, ehe sie sie gelesen, und öfters gab er ihren dringenden Bitten nach und milderte ein scharfes, verletzendes Wort. Sie war der gute Geist des Hauses,

der bescheiden sich zurücksetzte und doch eigentlich leitete, die Härten glättete, die das Temperament ihres Gatten verursachte. Gastfreundschaft war eine Zierde des Hauses. Über die Gäste führte sie ein genaues Register.

Seit 1851 zeigten sich bei dem bisher Kerngesunden die ersten Krankheitserscheinungen; sie brachten eine Reizbarkeit mit sich, die den Verkehr mit ihm äußerst schwierig machte. Von zweckmäßiger Diät wollte der Patient nichts wissen. Vom Aufenthalt in Gurnigelbad (1853) verspürte er keine heilende Wirkung. Noch erlebte er im Sommer 1854 die Freude eines Besuches seines Verlegers Springer aus Berlin, im Oktober brach eine Lungenentzündung aus, die in Wassersucht überging und mit einem Stickfluß endigte. Am 22. Oktober 1854, drei Wochen nach seinem achtundfünfzigsten Geburtstag, entschlief er. Langes Leiden blieb ihm erspart, mitten aus der Vollkraft wurde er abberufen, »der wie ein Meteor an unserm heimatlichen Himmel aufgestiegen und nach verhältnismäßig kurzer Bahn doch so wundersamen Glanz und so tiefe Nachwirkung zurückgelassen hat.«.

Als empfindsame, fein besaitete Natur, in all ihren Fasern mit dem Gatten verwachsen, bedurfte es der Zeit, der Übersiedlung nach Bern, des jungen Glückes ihrer Töchter, der Korrektur der Gesamtausgabe, damit die Gattin dem Leben wieder Interesse abgewinnen konnte. Nach einem Aufenthalt mit ihrer ältesten Tochter in Sumiswald, verbrachte sie ihren Lebensabend im ländlich stillen Landhause im Wankdorf bei Bern. Sie verstarb am 14. Juni 1872 im Kreis der Kinder und Enkel.

Der Sohn Albert, geboren 1835, wurde ein gefeierter Kanzelredner, bernischer Regierungsrat und Erziehungsdirektor. Die jüngste Tochter, Cécile, später Frau Pfarrer von Rütte, hat sich als Hüterin des Nachlasses um Gotthelfs Werk verdient gemacht. Die Verlobung der ältesten Tochter mit Pfarrer Rüetschi von Sumiswald, der später von sechs kleinen Kindern wegstarb, war eine der letzten Freuden Gotthelfs.

GOTTHELFS VERHÄLTNIS ZUR SCHRIFTSPRACHE UND ZUR MUNDART

Von Josef Linder, St. Gallen

In der kurzen Selbstbiographie, die Gotthelf im Februar 1848 schrieb, heißt es, in den drei Jahren an der Berner Akademie habe sich Joh. Rudolf Wyß des jungen Studenten besonders väterlich und freundlich angenommen. Er habe sich Gotthelfs Mutter gegenüber geäußert: »Sagt doch Euerm Sohn, er solle schöner schreiben lernen, er schreibt wie eine Sau. Läßt er mal was drucken, besonders in Deutschland, so hat er s Schinders Verdruß.« »Ja wolle«, antwortete die Mutter, »das wird er wohl la blybe.« »Ma cha nid wüsse«, sagte Wyß, und seine Voraussage ist in doppelter Hinsicht wahr geworden.

Gotthelf ist 1797 geboren, sein erstes Werk, der «Bauernspiegel«, erschien 1837, und gestorben ist er 1854; für sein mächtiges Gesamtwerk, das 24 + 7 schwere Bände füllt, brauchte er also nicht einmal 20 Jahre. Dabei versah er das Pfarramt in einer sehr weitläufigen Gemeinde und das Amt eines Schulinspektors. Bedenkt man, daß er manche Erzählung zwei-, dreimal schrieb, ehe er sie in Druck gab, denkt man weiter an die Dichte der erzählerischen Substanz, so erscheint einem dieses Werk, geschrieben in 18 Jahren, als das eines Titanen, eine Leistung, die freilich von den Zunftmeistern der Literatur, wie wir sehen